

Jungle World Nr. 49, 6. Dezember 2012

Sie wollen doch nur spielen

Bei einem Expertinnenforum des Projekts Discover Football erzählten Fußballerinnen aus dem Nahen Osten von ihren Problemen.

von Jan Tölva

Frauenfußball steht in Deutschland nicht gerade im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit – im Nahen Osten jedoch führt er vollständig ein Schattendasein. Während hierzulande der DFB-Statistik zufolge immerhin rund eine Million Frauen und Mädchen Fußball spielen, sind es in den meisten Ländern der Region nicht mehr als jeweils ein paar hundert. Da verwundert es auch wenig, dass sich kein einziges Team aus dem Nahen Osten unter den Top 50 der Fifa-Weltrangliste befindet. Dennoch ist selbst das Wenige, was dort bislang erreicht worden ist, eine ganze Menge im Vergleich mit der Situation vor wenigen Jahren.

»Als wir 2005 die Westasienmeisterschaft gewonnen haben, waren wir gerade einmal 40 Spielerinnen in ganz Jordanien«, erinnert sich die Nationaltorhüterin Mesada Naseem Ramounieh, »heute gibt es immerhin 500 Fußballerinnen und eine Liga mit acht Teams«. Auch in den Palästinensischen Autonomiegebieten sieht die Lage erwartungsgemäß nicht besser aus. »Als ich 2003 angefangen habe, war ich eigentlich Basketballerin, und ich hätte nicht gedacht, dass die Leute mich als Fußballerin akzeptiert würden«, erzählt Jaklin Jazrawi, heute rechte Verteidigerin bei Diyar Bethlehem und Kapitänin des Nationalteams, das, da der palästinensische Verband bereits seit 1998 Mitglied der Fifa ist, auch reguläre Länderspiele bestreitet.

Dennoch ist in den Autonomiegebieten an einen Fußballalltag, wie man ihn in Europa als normal empfindet, nicht zu denken. Zwar gibt es eine Liga mit sechs Teams, diese stammen jedoch alle aus der Westbank. »In Gaza gibt es nur sehr, sehr wenige Frauen, die Fußball spielen«, sagt Jazrawi. Nicht nur wegen der Hamas. Regelmäßige Fahrten zu Auswärtsspielen nach Gaza seien aufgrund der Checkpoints und der Grenzkontrollen nur sehr schwer zu organisieren. Selbst beim Training oder während der Spiele innerhalb der Westbank komme es öfter vor, dass Spielerinnen – vor allem diejenigen, die in Ost-Jerusalem leben – viel zu spät oder gar nicht erschienen. Dass es mittlerweile aber doch wenigstens dort, wo die Hamas wenig Einfluss hat, Ligastrukturen mit rund 200 aktiven Spielerinnen gibt, liegt Jazrawi zufolge vor allem an Jibril Rajoub, dem Vorsitzenden des palästinensischen Fußballverbands, der ganz zufällig auch im Zentralkomitee der Fatah sitzt.

In seiner Funktion als Vorsitzender des Palästinensischen Olympischen Komitees machte Rajoub im Juli weltweit negative Schlagzeilen, als er eine geplante Gedenkminute für die elf 1972 in München von palästinensischen Terroristen getöteten Israelis als »rassistisch« bezeichnete. Diese Aussage Rajoubs passt gut zu seiner Vorstellung, dass »Sport in Palästina ein Mittel zum Erreichen nationaler Ziele« sei. Was das angeht, liegt Jazrawi ganz auf Linie: »Ich würde mich freuen, wenn israelische Frauen nach Bethlehem kommen würden, um gegen uns zu spielen – aber nur wenn sie anerkennen, dass sie in Palästina sind.«

Frauenfußball kann im Alltag jedoch oft tatsächliche Veränderungen bewirken. Gerade in stark patriarchalen und streng religiösen Regionen im Nahen Osten muss schon die Tatsache, dass Frauen Fußball spielen, als politisch und progressiv verstanden werden. Auch die Tatsache, dass ethnische und religiöse Unterschiede in den einzelnen Teams oft keinerlei Bedeutung haben – schon allein, weil oft wirklich jede Spielerin gebraucht wird –, kann in einer Region, die bei näherer Betrachtung sehr heterogen ist, nur von Vorteil sein. »Im Gegensatz zum Männerfußball spielt all das bei uns überhaupt keine Rolle«, meint auch Nadia Assaf, libanesische Nationalspielerin aus Beirut.

Assaf war, genau wie Jazrawi, Ramounieh und mehr als ein Dutzend anderer Frauen aus dem Nahen Osten und Nordafrika, in der vergangenen Woche in Berlin, um an einem von dem Projekt Discover Football veranstalteten Expertinnenforum teilzunehmen und über genau diese Themen zu sprechen, denn so unterschiedlich ihre Länder auch teilweise sein mögen, die Grundprobleme sind überall die gleichen. Es fehlt an Geld und nirgendwo gibt es ausreichende Trainingsmöglichkeiten oder Sportplätze. Auch an Trainerinnen und Schiedsrichterinnen herrscht chronischer Mangel. »Der jordanische Fußball ist insgesamt nicht gerade wohlhabend«, erklärt Ramounieh, »und wenn dann mal ein Sponsor kommt, dann will er sein Geld meist lieber in den Männerfußball stecken.« Entsprechend war eines der Hauptthemen des Forums auch die Frage der Finanzierung und des Fundraisings. Ein anderes wichtiges Problem liegt darin, dass nicht wenige Eltern sich weigern, ihre Töchter ausgerechnet den »Männersport« Fußball ausüben zu lassen. Auf dem Forum wurde daher auch über Geschlechterrollen und Möglichkeiten, diese zu

durchbrechen, gesprochen. Das Gespräch kommt jedoch auch immer wieder auf ein weiteres Thema, das in anderem Kontext auch hierzulande virulent ist. Die Rede ist vom Hijab, also Kleidung, die nur Gesicht und Hände unbedeckt lässt. Manche Frauen in den Ländern des Nahen Ostens tragen ihn als Ausdruck von Religiosität, andere als modisches Accessoire und viele auch einfach gar nicht. Beim Fußball dagegen war das Tragen des Hijab bis Juli von Seiten der Fifa verboten, was für Teams im Nahen Osten durchaus problematisch war, weil einige Spielerinnen aus religiösen Gründen nicht bereit sind oder sich nicht trauen, den Hijab abzulegen. »Bei uns im Nationalteam tragen vier Frauen den Hijab«, sagt Jazrawi, »bei einem kleinen Verband wie dem unseren ist es eine echte Schwächung, wenn die nicht spielen dürfen.«

Die Jordanierin Ramounieh, die als Nationalspielerin selbst vom Hijabverbot betroffen war, ist eine derjenigen Frauen, die Anfang des Jahres begonnen hatten, sich gegen das Verbot der Fifa zur Wehr zu setzen. Nur wenige Monate später hatten die Proteste Erfolg. »Ich will einfach nur Fußball spielen, und ich denke, ich habe ein Recht dazu«, meint Ramounieh. Sie erinnert sich allerdings auch an ein Spiel im Iran, wo statt Kopftuchverbot ein Kopftuchzwang herrschte: »Männer durften auch nicht ins Stadion. Dass wir wenigstens unseren Trainer mit rein nehmen durften, war schon ein Riesenerfolg damals.« Ramounieh sieht nicht glücklich aus, wenn sie davon erzählt. Sie will nicht, dass irgendwer zu irgendwas gezwungen wird. Sie will einfach, dass alle Fußball spielen können.